



Ullstein

Vincent Delecroix

Der Schuh auf dem Dach

Roman

Aus dem Französischen
von Patricia Klobusiczky

Die französische Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel *La chaussure sur le toit* bei den
Éditions Gallimard, Paris

ISBN 978-3-550-08771-4
© 2007 Éditions Gallimard
© der deutschsprachigen Ausgabe
2009 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Kindermund tut Wahrheit kund?

Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll. Am besten erzähle ich schnell, worum es geht (dann lege ich mich wieder ins Bett).

Vorhin, es war so gegen drei Uhr morgens, schlief ich tief und fest. Na ja, so tief auch wieder nicht, weil ich gerade träumte, es war kein schöner Traum, es hatte irgendwas mit meinem Chef zu tun, durch meine Schuld war ein Deal geplatzt, ein Riesenauftrag, der Kunde war mein Nachbar von unten, der Typ, der sich so für Insekten begeistert, ich hatte die Unterlagen verbaselt, so genau weiß ich's auch nicht mehr, jedenfalls suchte ich fieberhaft danach und fand massenweise Papiere, aber nie die richtigen – und dazu mein Chef, der mich hin und her scheuchte. (Wobei das kein Traum ist: In Wirklichkeit macht er's genauso.) Jedenfalls schlief ich, als ich inmitten meiner Papierstapel Rufe hörte und aufwachte. Papa, Papa. Es war die Kleine. Ich dachte: Bestimmt hatte sie wieder einen Alptraum (anders als meiner, wobei darin sicher auch so ein Monster eine Rolle gespielt hat), gleich schläft sie wieder ein. Zurzeit hat sie ständig Alpträume, warum, weiß keiner. Ich wartete ein bisschen, aber die Rufe hörten nicht auf. Eigentlich hatte ich keine Lust, mitten in der Nacht aufzustehen. Ich habe Catherine angesehen, aus Bequemlichkeit, das ist nicht zu leugnen, aber sie schlief wie ein Stein. Außerdem rief die Kleine

nach mir. Wach war ich ohnehin schon. Und so bin ich aufgestanden, habe mir den Bademantel übergeworfen und bin ins Kinderzimmer gegangen. Gleichzeitig dachte ich: Um sechs muss ich raus aus den Federn und dann zur Arbeit, ich sollte wirklich schlafen.

Sie hat meine Schritte gehört. Bei diesem Parkett kann man nicht einmal mit dem kleinen Zeh wackeln, ohne das ganze Haus zu wecken – deshalb bringt mich der Nachbar, der über uns wohnt, der mit dem Hund, echt auf die Palme: Er hat den gleichen Parkettboden wie wir, die ganze Zeit hört man diese Hundekrallen darauf klacken, das nervt.

Ich habe mich ganz leise ins Zimmer geschlichen, um ihren Bruder nicht zu wecken, und dann habe ich sie in ihrem Pyjama am Fenster stehen sehen. Gähnend habe ich ihr zugeraut: »Häschen, was ist los? Was machst du da? Ab ins Bett, du musst morgen in die Schule.« (Und Papa muss zur Arbeit, und er hat diesen garstigen Chef.) Sie rührte sich aber nicht vom Fleck. Ich sah sie im Halbdunkel vor dem Fenster stehen (die Vorhänge ziehen wir nicht zu, sie fürchtet sich, wenn es richtig dunkel ist – in ihrem Alter ist das normal). Ich bin auf Zehenspitzen zu ihr gegangen: »Hast du wieder schlecht geträumt?« Sie schüttelte den Kopf. »Was ist es dann? Du weißt, Papa muss sich ausruhen, er hat morgen einen Großkampftag.« (Einen ganz gewöhnlichen Arbeitstag eben.) Doch sie rührte sich immer noch nicht.

Fast wäre ich über die Schultasche gestolpert, dann ging ich vor ihr in die Hocke. Ihr Bruder atmete friedlich vor sich hin. *Ihm* könnten zum Glück nicht mal Kornettbläser aus dem Schlaf reißen. Morgens bekommt man

ihn praktisch nicht aus dem Bett. Bei ihr ist es genau andersherum, keine Ahnung, was sie die ganze Nacht so treibt, eine echte Nachteule.

»Was ist, mein Schatz?« Sie mochte nicht so recht damit herausrücken. Ich dachte: Es ist so weit, jetzt schlafwandelt sie. Ich wollte sie in die Arme nehmen, aber da hat sie sich gesträubt. »Was ist los, Häschen«, wiederholte ich (gähnend), »willst du es mir nicht verraten?« In diesem nächtlichen Halbdunkel konnte ich sehen, wie sie mich anstarrte. Sie schwieg. Ich richtete mich auf. »Gut, dann legst du dich am besten gleich wieder hin. Sonst bist du morgen todmüde. Komm, Papa bringt dich ins Bett.« Da wich sie leicht zurück und murmelte: »Papa?« – »Ja, mein Schatz?« Sie wollte mir etwas sagen, traute sich aber nicht.

»Papa?« – »Ja?« – »Wenn ich dir jetzt ein Geheimnis erzähle, glaubst du mir dann?« – »Bist du deshalb aufgewacht?« Sie sah mich unverwandt an, doch Angst schien sie nicht zu haben. »Erzähl mir dein Geheimnis, danach gehst du wieder ins Bett, einverstanden?« Sie wollte immer noch nicht reden. »Ich erzähl es auch nicht weiter, versprochen, sag schon, Papa muss nämlich schlafen.« – »Aber glaubst du mir dann wirklich?« – »Sicher, mein Schatz, sicher, erzähl es mir nur schnell und geh wieder ins Bett.« – »Und Mama erzählst du's auch nicht?« Selbst um drei Uhr morgens müssen gewisse Prinzipien gewahrt werden. »Mal sehen«, sagte ich, »kommt auf das Geheimnis an.« Sie dachte ein Weilchen ernsthaft nach und sah dabei auf ihre Zehen. In solchen Momenten gleicht sie ihrer Mutter aufs Haar. Ich wollte nur ins Bett und hätte das große Geheimnis gern am nächsten

Morgen erfahren, von mir aus konnte es auch Catherine zur Kenntnis nehmen. »Na gut, dann erzählst du es mir eben morgen, wir wollen doch nicht die ganze Nacht hier stehen, oder?« Das hat sie überzeugt.

Sie ist vom Fenster weggegangen und auf mich zugekommen, dann hat sie sich auf die Zehenspitzen gestellt, während ich mich zu ihr beugte, um ihr Geheimnis zu hören: »Ich habe einen Engel gesehen.«

Prima, dachte ich mir, immerhin mal was anderes als diese Alpträume. Ich sagte: »Da hast du aber großes Glück gehabt, mein Schatz, einen Engel bekommt man nicht jeden Tag zu sehen. Bestimmt beschützt er dich, und so kannst du ganz beruhigt einschlafen.« Sie wiederholte: »Ich habe einen Engel gesehen.« – »Klar, das habe ich verstanden: Du hast einen Engel gesehen. Das ist wunderbar. Bestimmt wollte er dir eine gute Nacht wünschen.« Erst letzte Woche hat uns die Psychologin davor gewarnt, das, was die Kleine sich vorstellt, brutal als Illusion zu entlarven – falls ich das richtig verstanden habe, Psychologie ist nicht mein Ding. Die Kleine dachte nach: »Hast du schon mal einen gesehen?« Ich ahnte, dass uns eine dieser Diskussionen bevorstand, die meine Einsatzfähigkeit im Büro beeinträchtigen würde. »Nein, aber das liegt sicher daran, dass sie immer nur kleinen Mädchen erscheinen, weißt du, und jetzt ...« Sie fiel mir ins Wort: »Er hat mir keine Angst gemacht.« – »Schön, aber Engel machen nie Angst, sie sind nett.« – »Er sah aber gar nicht nett aus.« – »Ach?«

Mir nichts, dir nichts gelang es mir dann doch, sie wieder ins Bett zu bringen. Sie schlüpfte unter die Decke, und ich setzte mich zu ihr. »Er sah also nicht nett

aus?« – »Nein, er sah traurig aus.« – »Engel sind aber nicht traurig, mein Schatz.« – »Du meinst, es war gar kein Engel?« – »Das wollte ich damit nicht sagen, aber ...« – »Nein, ich bin sicher, dass es ein Engel war. Er hat mich angeguckt, und er sah traurig aus.« Ich strich mir über das Gesicht. »Er hat dich angeguckt?« – »Ja, lange.« – »Und dann ist er davongeflogen?« Da hauchte sie: »Er hatte keine Flügel.«

»Komisch«, sagte ich, »normalerweise haben Engel Flügel, vielleicht hast du sie nur nicht gesehen, es ist ja Nacht.« – »Nein, er hatte keine, das weiß ich ganz sicher: Ich habe genau hingesehen, vom Fenster aus.« Dann war es eine Weile still. Schließlich sagte ich: »Hör zu, meine Süße, wir reden morgen weiter. Jetzt kannst du schön schlafen, du hast Glück gehabt, einen Engel zu sehen, wirklich großes Glück.« – »Es war ein Engel, er sah traurig aus und hatte keine Flügel.« Mit einem Stöhnen stellte ich mir vor, wie mein Chef morgen wohl reagieren würde, wenn ich ihm erklärte: Ja, ich bin müde, aber nur, weil meine Tochter gestern Nacht einen Engel gesehen hat. Das passiert nicht alle Tage.

Offensichtlich dachte sie nicht im Traum daran, wieder einzuschlafen. »Na gut, wo hast du ihn gesehen?« – »Drüben, auf dem Dach, vom Fenster aus. Er stand ganz am Rand.« – »Auf dem Dach gegenüber?« – »Ja.« – »Und was hat er gemacht?« – »Nichts, er stand einfach da, auf dem Dach, und hat mich traurig angeguckt. Jetzt bin ich traurig, Papa.« Ich habe ihre Hand genommen. »Aber dazu hast du keinen Grund, mein Schatz, im Gegenteil, es ist wunderschön, einen Engel zu sehen.« – »Ja, aber dieser Engel war traurig.« – »Vielleicht hast du dir das nur ein-

gebildet, du hast ihn vielleicht nicht richtig gesehen, von deinem Bett aus.« – »Ich war aber nicht mehr im Bett, ich stand ganz nah am Fenster. Ich konnte alles genau erkennen, sein Hemd, seine Hose, seine Schuhe.« – »Ein Engel in Hosen?« – »Ich schwör's, Papa, er hatte keine Flügel, aber eine Hose.« – »Und Schuhe?« (Wie soll man fliegen, mit Latschen an den Füßen? Diesen Gedanken konnte ich mir nicht verkneifen.) – »Ja.« – »Vielleicht hatte er einen wichtigen Termin in der Stadt. Eine Krawatte trug er aber nicht?« – »Nein.« – »Das hätte mich auch gewundert.« Ich drückte ihre Hand. »Du kannst wirklich stolz auf dich sein, du bist das erste kleine Mädchen, das jemals einen Engel in Hosen gesehen hat, mit Schuhen und Hemd, da hast du deinen Freunden morgen was zu erzählen.« – »Nein, das ist ein Geheimnis.« – »Klar, ein Geheimnis. Das bleibt ganz unter uns, ich verrate es nicht einmal Mama, aber schlaf jetzt.«

»Es gefällt mir nicht, dass er traurig ist, Papa.«

Da wurde ich wirklich müde. »Hör zu, mein Schatz, er hatte sicher nur einen klitzekleinen Kummer, der blitzschnell vergangen ist, jetzt ist er wieder so fröhlich wie alle Engel.« Das überzeugte sie nicht. (Ich dachte: Vielleicht leiden auch die Engel unter ihrem Chef.) »Nein, denn als er wegging, sah er immer noch traurig aus.« Ich zog ihre Decke hoch. »Pass auf«, sagte ich, »wenn du ihn das nächste Mal siehst, ist er bestimmt quietschvergnügt.« Sie schmolte kurz. »Ich weiß nicht, ob er wiederkommt.« Und sie sah tatsächlich traurig aus.

Ich strich ihr sanft über die Haare. »Aber sicher kommt er wieder, mein Schatz, in bester Stimmung, und dann freut er sich, dich *schlafen* zu sehen.« – »Kommt er wie-

der, um seinen Schuh zu holen?« Ich sah sie verblüfft an. »Um seinen Schuh zu holen?« – »Ja, als er verschwunden ist, hat er seinen Schuh dagelassen.« – »Ach ja?« (Eben, wie soll man damit fliegen?) – »Da auf dem Dach, wo er stand.« Ich hatte einen Geistesblitz. »Jetzt verstehe ich, warum er traurig aussah: Seine Füße taten ihm weh. Mir geht's genauso, wenn ich neue Schuhe trage, drücken sie am Anfang ein bisschen und dann bin ich traurig, aber das ist überhaupt nicht schlimm.« Das tröstete sie zunächst. Doch dann legte sie nach: »Der Schuh war gar nicht neu, im Gegenteil, der war uralt.« – »Wollen wir morgen weiterreden, über die Sache mit den Schuhen? Wenn wir ausgeschlafen sind?« Sie schüttelte den Kopf: »Ich mag nicht mehr schlafen.«

Schon klar, spätestens jetzt hätte ich einen anderen Ton anschlagen sollen, aber ich war wohl zu müde, um mich wirklich aufzuregen. Ich hatte selbst fast das Gefühl, im Traum zu sprechen. »Vielleicht wollte er seine Schuhe gerade deswegen loswerden, weil sie ihm zu oll waren.« – »Aber warum hat er dann nur einen dagelassen?« Jetzt war ich mit meinem Latein am Ende. Ich schwieg einen Moment. »Er hat ihn vergessen, als er gehen musste«, sagte sie, nachdem sie eine Weile überlegt hatte. Ich machte ein nachdenkliches Gesicht und nickte schließlich: »Du hast recht. So muss es gewesen sein.« – »Er hat mich angeguckt, dann hat er die Arme ganz weit ausgebreitet, so, und dann ist er verschwunden, aber den Schuh hat er vergessen.« – »So was passiert schon mal«, sagte ich, »selbst Engel können ihre Schuhe vergessen, wenn sie es eilig haben. Und jetzt ist Schluss.«

»Aber warum sah er traurig aus?« Diese Diskussionen,

die sich endlos im Kreis drehen, erinnern mich ein bisschen an meine Kundengespräche. »Das weiß ich nicht, aber wenn du morgen aufwachst, wirst du sicher feststellen, dass er seinen Schuh in der Nacht geholt hat. Er wartet nur, bis du eingeschlafen bist, damit er ihn ungestört holen kann.« – »Und wenn der Schuh immer noch da ist?« – »Dann holt er ihn eben in der nächsten Nacht, sobald du ein-ge-schla-fen bist.«

Jetzt schien sie endlich schläfrig zu werden. »Trotzdem ist es sicher schwer für ihn, mit nur einem Schuh«, sagte sie. »Immer noch leichter als mit zweien, mein Schatz. Schlaf jetzt.« – »Wir könnten den Schuh ja holen und ihm zurückbringen.« – »Hör zu, mein kleines Mädchen, wir wissen ja nicht einmal, wo er wohnt, während er ganz genau weiß, wo er seinen Schuh gelassen hat, also holt er ihn am besten selbst.« Ihre Stimme klang inzwischen ganz schwach und müde. »Gut«, hauchte sie schließlich, »aber wenn der Schuh morgen immer noch da ist, bringen wir ihn zurück, versprochen?« – »Versprochen, mein Schatz, wir besorgen uns dann irgendwie seine Adresse, wir schauen im Telefonbuch nach. Aber jetzt wird geschlafen.« Da war sie bereits eingeschlummert.

Ich bin auf Zehenspitzen aus dem Zimmer geschlichen. Dann habe ich laut gestöhnt. Verdammt, dachte ich, ich werde bestimmt kein Auge mehr zutun. Ich bin in die Küche gegangen, um mir ein Glas Wasser zu holen. Das Licht habe ich nicht angemacht. Sollte ich Catherine erzählen, dass die Kleine wieder halluziniert hatte? Dass sie einen Engel in Hosen gesehen hatte, der seinen Schuh zurückließ? Dann fiel mir die Arbeit wieder ein, und ich dachte: Um ehrlich zu sein, würde ich den Tag lieber da-

mit verbringen, die Adresse dieses Engels in Hosen herauszufinden, als Fotokopiergeräte zu verkaufen.

Während ich trank, versuchte ich, mich auf den Schlaf einzustimmen. Hatte ich als Kind ähnliches Zeug geträumt? Vielleicht. Warum sollte es bei der Kleinen anders sein? Warum sollte man sich wegen dieser Halluzinationen Sorgen machen? Weil sie bei ihr öfter vorkommen als bei anderen? Weil sie fester daran glaubt? Ich hatte bestimmt auch an solche Sachen geglaubt. Ich trank ein zweites Glas Wasser und musste lächeln. Eigentlich süß, dachte ich, von einem Engel zu träumen, der Schuhe trägt, Hosen und Hemd. Er sah allerdings traurig aus, ich weiß.

Als ich mein Glas wieder neben die Spüle stellte, blickte ich aus dem Küchenfenster und sah auf dem Dach gegenüber einen Schuh.

Rachlust

Die Tür ließ sich kinderleicht öffnen. Das war mein erstes Erfolgserlebnis, im Grunde das erste seit fast drei Monaten – nicht nur, weil die Tür nun offen war, sondern auch, weil ich sie so mühelos öffnen konnte. Im Stillen sagte ich mir: Dafür, dass du kein Profi bist, stellst du dich gar nicht so blöd an. Denn es war selbstverständlich nicht mein Beruf (zumindest noch nicht), mir nachts illegalen Zugang zu fremden Wohnungen zu verschaffen und Türen aufzubrechen (wobei *brechen* hier kaum das richtige Wort ist, so butterweich, wie sie nachgegeben hatte). Ich dachte: Du lernst wirklich schnell (selbst schwierige Dinge), auch ohne umfassende pädagogische Anleitung – weil mir niemand je beigebracht hatte, wie man Türen aufbricht, hatte ich es mir einfach von den Filmen im Fernsehen abgeschaut.

Dieses Erfolgserlebnis konnte ich jedoch nur kurz genießen, denn kaum hatte ich die Tür aufgestoßen, fiel mir das traurige Schauspiel wieder ein, das ich eine Stunde zuvor gesehen hatte, und zwar ausgerechnet auf dem Weg zu diesem Mietshaus und zu dieser Wohnung: der betäubliche Anblick eines jungen Mannes, der nur noch ein Bein hatte, sich mit Krücken fortbewegte und dessen rechtes Jeanshosenbein unterm Stumpf verknottet war. Es war wirklich schrecklich, gerade weil er gar nicht unglücklich schien, dabei war er jung und erfreute sich

mit Ausnahme dieser grausamen Verstümmelung bester Gesundheit, außerdem sah er ziemlich gut aus. Dass er diese schreiende Ungerechtigkeit (denn ich hätte es gerechter gefunden, wenn dieses Gebrechen einen alten oder sogar kranken Menschen ereilt hätte, jedenfalls einen Menschen, der vom Leben weniger zu erwarten hatte als ein junger Mann von zwanzig Jahren im Vollbesitz seiner geistigen und physischen Kräfte, der, wie man so sagt, die ganze Zukunft noch vor sich hatte, eine Zukunft, der er nun leider nur entgegenhinken konnte) einfach so hinzunehmen schien, machte mir am meisten zu schaffen, diese Gleichgültigkeit setzte eine mühsam errungene Resignation voraus, um das eigene Leben nicht als restlos zerstört zu betrachten, er musste sich diese Gleichgültigkeit mit zäher Geduld angeeignet haben, um den mitleidigen Blicken oder den unerträglich süßlichen Trostworten zu begegnen, denen er sicher ausgesetzt war. Natürlich konnte es sich dabei nur um eine Fassade handeln. Unmöglich, sich *wirklich* mit einer solchen Versehrtheit abzufinden – Brich mir ruhig das Bein, sagt Epiktet, du kannst mich gar nicht verletzen: Blödsinn. Nicht allein, dass es einen ständigen unerhörten Kraftakt bedeutet, dieser Kraftakt kann stets nur der Verbrämung dienen, der Verdrängung, doch niemals der Überwindung. Das Leid bleibt einem erhalten und verrichtet sein Werk im Verborgenen. Kehrt man den Schmerz nicht nach außen, sondern nach innen, wird er unter Garantie an einem zehren, und man ist ihm ohne Gegenmittel ausgeliefert – Gegenmittel gibt es ohnehin nicht.

Nachdem ich den jungen Mann überholt hatte und

das Humpeln hinter mir allmählich verhallte, musste ich an meine eigenen Sorgen denken, die mir nach dieser Begegnung so läppisch vorkamen, dass ich mich beinahe schämte, einfach weiterzugehen. Und trotzdem hatten wir etwas gemeinsam, denn auch ich hatte zunächst geschrien, wild um mich geschlagen, meinen Schmerz voll und ganz ausgelebt, obwohl dessen Ursache im Grunde lächerlich war, es war nichts als die Enttäuschung eines verzogenen Kindes. Und dann hörte ich auf zu schreien, aber der Schmerz verging nicht, ich hatte ihn bloß verinnerlicht und machte von da an gute Miene zum bösen Spiel (nur abends nicht, wenn die Sonne unterging und ich meiner Einsamkeit überlassen blieb). Ich weiß nicht, was anstößiger war: mich, das verwöhnte Kind, mit diesem armen Jungen zu vergleichen, oder zu denken, dass ich kaum Anlass zur Klage hatte, angesichts der wahren Schicksalsschläge, die manch anderen heimsuchen. Diese Frage (was also ist das Anstößigere?) beschäftigte mich immer noch, regte mich sogar zu einer tieferen Reflexion an (inwiefern kann man überhaupt ein Leid an einem anderen messen, wenn Leid doch per se unvergleichbar ist), als ich die Wohnungstür aufstieß.

Wenn ich behutsam vorging, so war das nicht nur, um den Filmen nachzueifern, sondern vor allem, weil ich wusste, dass sich in der Wohnung jemand aufhielt. Ich hatte nicht abgewartet, bis sie leer war, um einzubrechen, weil ich keine Möglichkeit hatte, das zu überprüfen, und auch nicht ewig warten wollte. Diese relative Sorglosigkeit schützte mich außerdem vor Nervosität, die in solchen Fällen oft dazu führt, dass man vor lauter Umsicht doch noch Lärm macht (auch das hatte ich in den Filmen

gesehen). Etwas naiv dachte ich, dass sie um diese Uhrzeit (drei Uhr morgens) tief und fest schlafen dürften.

Ich warf einen flüchtigen Blick ins Badezimmer und ging dann sofort weiter in die Küche, während ich mich fragte, was ein junger Mann von zwanzig Jahren mit nur einem Bein nachts um drei auf der Straße zu suchen hatte. Das war doch eigenartig – nicht, dass Einbeinige nicht das Recht hätten, sich mitten in der Nacht auf der Straße herumzutreiben, aber Fakt ist, dass man sie dort selten um diese Zeit zu sehen bekommt. Mechanisch öffnete ich einen der Küchenschränke und nahm ein Glas heraus. Auf der Arbeitsfläche stand eine Flasche Martini, die zu zwei Dritteln geleert war. Ich schenkte mir ein Glas ein. Danach sah ich mich ein bisschen um.

Sie waren zu Bett gegangen, ohne den Abwasch zu machen, in der Spüle waren mindestens zwei Teller, Besteck, ein paar Töpfe. Man hörte nur das Surren des Kühlschranks. Ich lehnte mich gegen die Wand und nippte an meinem Martini. Vom Küchenfenster aus waren die Dächer der umliegenden Gebäude zu sehen, im schwachen Schein ferner Nachtbeleuchtungen. Um diese Uhrzeit würde wohl niemand am Fenster stehen, höchstens ein schlafloses Kind, wie ich es selbst vor sehr langer Zeit einmal gewesen bin, oder ein verträumtes, verliebtes junges Mädchen. Ich verspürte eine große Ruhe. Wo sollte ich beginnen?

Mir fiel einfach nichts ein, inzwischen war mir so, als hätte ich tatsächlich nur die Absicht gehabt, in diese Wohnung einzudringen. Siehst du, sagte ich mir, es gibt Menschen, die sind noch schlechter dran als du. Ehrlich gesagt ist *jeder* schlechter dran als du, reiß dich endlich

mal zusammen. Was ist das schon, im Vergleich zu einem Menschen, der sein Bein verloren hat? Aber ich war ebenfalls *amputiert*.

Mit dem Glas in der Hand ging ich ins Wohnzimmer. Da lagen sie nun nebenan, ohne zu ahnen, dass in unmittelbarer Nähe ihres Schlafzimmers sich gerade jemand ihren Martini hinter die Binde goss. Sie schliefen selig, vielleicht eng umschlungen, nein, das nicht: Sie musste sich irgendwann auf die Seite gelegt haben, mit dem Kopf zur Wand, und drehte ihm den Rücken zu, mit dieser entwaffnenden Unschuld, die der Tiefschlaf gewährt, während er sicher ausgestreckt auf dem Rücken lag, ein Bein lugte unter den Decken hervor, vielleicht schlief er mit bloßem Oberkörper. Ich hielt mein Glas in ihre Richtung, um auf ihr Wohl zu trinken.

Was hatten sie zu Abend gegessen? Im Wohnzimmer hing noch etwas Küchendunst, den man schwer zuordnen konnte. Und der Rauch von Zigaretten. Welchen Wein sie getrunken hatten, ließ sich hingegen leicht feststellen, weil sie die (leere) Flasche auf dem Tisch im Wohnzimmer hatten stehen lassen: einen Bourgogne, der nicht zu verachten war. Ich fuhr mit der Hand über den Tisch, spürte ein paar Krümel. Hier hatten sie gegessen. Sie hatten kaum gesprochen, weil sich die Müdigkeit nach einem langen Arbeitstag sehr bald bemerkbar machte, aber auch, weil an diesem Tag nichts Besonderes vorgefallen war. Vermutlich hatte sie ihm gesagt, dass sie zurzeit nicht mit einer Gehaltserhöhung rechnen konnte. Dabei hatte er an etwas ganz anderes gedacht (womöglich war ihm auf der Straße ein junger Einbeiniger begegnet, und das hatte ihn mitgenommen, aber wie

sollte er ihr das erklären, war es überhaupt sinnvoll, ihr davon zu erzählen?). Schließlich hatte er ihr lediglich geantwortet, es sei nicht schlimm, irgendwann würde sie erhalten, was ihr zusteht (das hatte sie bereits von ihren Kollegen zu hören bekommen, von ihm hätte sie lieber etwas anderes gehört). Das interessiert dich ja gar nicht, sagte sie. Natürlich interessiert es mich. Aber nein, es interessierte ihn nicht wirklich, er fragte sich vielmehr, wie man sich wohl fühlt, wenn man mit zwanzig ein Bein verliert, wenn man noch das ganze Leben vor sich hat, ein Leben, das für Menschen mit zwei Beinen vorgesehen ist. Das ist doch merkwürdig, sagte ich mir, warum trägt er dann keine Prothese? Wahrscheinlich zu teuer. Sie dachte schon nicht mehr an ihre Gehaltserhöhung, die keinen interessierte. Stattdessen fragte sie sich, was sie eigentlich für ein Leben führte, ob ihr künftiges Leben ihrem gegenwärtigen ähneln würde, denn sie war noch jung und im Besitz beider Beine, aber diese Voraussetzungen reichten für ein vollkommenes Glück noch nicht aus. Ich sagte mir: Offenbar kann er sich nicht mal so einen Apparat leisten, eine Prothese, und da wagst du es zu jammern? Sie starrte vor sich hin, dachte: Und wenn ich mir einen Liebhaber zulege? Sie erschrak vor ihrer eigenen Banalität. Was möchtest du zum Dessert? Ich nippte immer noch an meinem Martini.

Im Halbdunkel ging ich um den Tisch herum und auf den Kamin zu. Vorsichtig stellte ich mein Glas auf dem Sims ab und dachte automatisch: Pass auf, bloß keine Ringe auf dem Marmor. Dann glaubte ich, ein Geräusch aus dem Schlafzimmer dringen zu hören. Jetzt hatte er sich ebenfalls auf die Seite gelegt, aber in entgegen-

gesetzter Richtung, so dass sie einander den Rücken zuwandten. Verrückt, was die Leute alles aus solchen Bewegungen herauslesen, dabei sagen sie in Wirklichkeit nicht das Geringste über den Zustand einer Beziehung aus, nicht wahr?

Ich konnte zwei oder drei Gemälde erkennen, die an der Wand hingen, und dachte: Welches nehme ich mit? Die nötige Zeit hatte ich. Zugleich wurde mir klar, dass ich bei dieser Unternehmung etwas Entscheidendes vergessen hatte: Ich hatte keine Tasche dabei. Wie konnte man nur so dämlich sein? In jedem Film hatten die Einbrecher Taschen dabei, meistens Sport- oder Reisetaschen, schwarz (das wirkt noch profimäßiger), federleicht, aber äußerst widerstandsfähig. Ich war am Boden zerstört. Wie hatte ich das vergessen können? Was bringt es, sich so viele Filme anzusehen, wenn man am Ende solch einen groben Fehler begeht? Nun blieb mir nichts anderes übrig, als mich an Ort und Stelle mit Plastiktüten einzudecken, Plastiktüten aus dem Supermarkt, um das Diebesgut zu verstauen. Aber Plastiktüten knistern, Profis wissen das, du Vollidiot. Ich zog einen Stuhl vom Tisch weg und setzte mich hin.

Genau hier, auf diesem Stuhl, hatte er beim Abendessen gegessen, ihr gegenüber, und als er fertig war, legte er seine Serviette an den Tischrand und sagte: Es hat prima geschmeckt. Lächelnd erwiderte sie: Danke, ich bin hundemüde, ich geh wohl lieber gleich ins Bett. Und er bestärkte sie darin, denn ihre Unterhaltung war ohnehin beendet. Der Tisch musste noch abgeräumt werden. Ich stand auf, durchquerte ein weiteres Mal das Wohnzimmer in Richtung Flur und Küche. Der Abwasch konnte

bis morgen warten. Und was die Reste betrifft: in den Abfalleimer damit, direkt neben der Spüle. Währenddessen ging sie ins Badezimmer, um sich abzuschminken und sich die Zähne zu putzen.

Wie geht man in solchen Fällen vor?, fragte ich mich. Vermutlich führt man sich erst mal alle Aktivitäten vor Augen, auf die man in Ermangelung dieses einen Beins künftig verzichten muss. Wie furchtbar! Im Grunde ist nicht der Mensch amputiert, sondern das Leben. Es steht einem nur noch ein Teilleben zur Wahl, ein Leben, in dem vieles einfach *fehlt*, in dem schon die Möglichkeiten beschnitten sind. Weil ich mein Glas in die Küche mitgenommen hatte, schenkte ich mir einen weiteren Martini ein. Aber mein Leben war doch auch verstümmelt. Mit dem Finger fuhr ich über die Messer, die über dem Herd an einem starken Magneten hingen (solche Vorrichtungen sind gefährlich, irgendwann schneidet man sich ins eigene Fleisch). Messer in allen erdenklichen Größen, mit lauter unterschiedlichen Funktionen, die jedoch in den meisten Fällen entgegen ihrer Bestimmung verwendet wurden. Damit konnte man allerlei radikale Schnitte ausführen.

Das war mein zweites Erfolgserlebnis: als ich feststellte, dass ich nicht die geringste Lust hatte, zum Messer zu greifen, dass diese Einbrecherkarriere, die ich erst seit kurzem verfolgte, mich nicht zwangsläufig auf die schiefe Bahn niederträchtiger Verbrechen geraten ließ, selbst wenn mir keinerlei Strafe drohte. Wie leicht hätte ich mich eines dieser Geräte bemächtigen können, um dann auf leisen Sohlen ins Schlafzimmer zu schleichen und mehrmals auf die Träume von begnadeten Liebhabern

und Skiferien einzustechen. Meine Zufriedenheit erwuchs daraus, dass mich weder die Angst vor Bestrafung noch vor moralischer Verurteilung von der Tat abhielten, sondern dass ich dazu schlicht keine *Lust* hatte – das war der schlagende Beweis dafür, dass mir ein Rest Anstand geblieben war, so etwas wie eine unerschütterliche moralische Grundhaltung. Es kann nicht schaden, sich dessen immer wieder zu vergewissern, schließlich ahnen wir meistens gar nicht, wozu wir alles fähig sind. Ich atmete erleichtert auf, als ich die Küche verließ, um mich ins Badezimmer zu begeben, wo sie sich vorhin die Zähne geputzt, sich abgeschminkt, sich für die Nacht zurechtgemacht hatte, für ihre Träume von unermüdlichen Liebhabern oder aberwitzigen Gehaltserhöhungen.

Neben dem Waschbecken lagen in einem bunten Haufen eine Tube Handcreme, ihre Ohringe, Aspirin-tabletten, weil sie nicht nur müde war, sondern auch Kopfschmerzen hatte. Ich rief mir in Erinnerung, ja nichts anzufassen, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen, selbst in den billigsten Streifen weiß das jede Figur, und ich berauschte mich am Gefühl, infolge dieser Vorsichtsmaßnahme (das Martiniglas, das mit tausend Abdrücken übersät war, hatte ich völlig vergessen) tatsächlich *auf die andere Seite* gelangt zu sein, dorthin, wo sich das wahre Leben abspielte, das bemerkenswerte, wirklichkeitssatte Leben eines Einbrechers. Ich stellte mich so hin, dass im Spiegel über dem Waschbecken mein Bild an derselben Stelle erschien, an der vorhin ihr Bild erschienen sein musste, und dachte: Warum begegnen mir immer diese Typen? Warum kreuzen nur bemitleidenswerte Gestalten meinen Weg? Warum ist mir statt des armen Kerls mit

den Krücken und dem verknoteten Hosenbein nicht ein anderer entgegengekommen, sagen wir mal ein Familienvater, der mit seinen beiden Kindern von einem Kostümfest zurückkehrte? Der Grund lag auf der Hand, um diese Uhrzeit konnte sich so etwas gar nicht zutragen, aber genügte diese Erklärung wirklich? Nein, denn ich wurde immerzu, geradezu schicksalhaft, mit dem Elend der Welt konfrontiert. Die Umstände hatten mich stets *genötigt*, mich mit diesem Elend auseinanderzusetzen und es gewissermaßen auf mich zu nehmen, darum kam ich meinen Freunden auch so traurig vor, ständig sagten sie: Ach, Dings (meinen Namen möchte ich lieber nicht preisgeben) ist ein trauriger Mensch. Sie blieben ja von all diesen Begegnungen verschont, die mir beschert wurden, im Übrigen immer zahlreicher, immer häufiger, so dass meine Niedergeschlagenheit wuchs und wuchs. Es verging kein Tag, an dem ich nicht eine Träne auf einer fremden Wange erblickt hätte, irgendein Missgeschick, eine verächtliche Geste, abgetragene Kleidung, ein gebeugtes Haupt. Nur ein Unmensch wäre angesichts dessen unbekümmert nach Hause gegangen, ohne diesen Ausdruck schmerzlicher Erschöpfung, der schließlich allen in meinem Umfeld auf die Nerven ging. Das trug nicht gerade zur Erhellung meiner Miene bei, wenn ich abends beim Zähneputzen in den Spiegel schaute. Mein Gesicht war für mich stets die letzte unerfreuliche Begegnung des Tages, nicht die schlimmste, aber sicher die deprimierendste, diejenige, die mich am ehesten verzweifeln ließ.

Als ich aus dem Badezimmer trat, sah ich den Kater, der mich mit kalt leuchtenden Augen bar jeder Intelli-

genz anstarrte. Ich murmelte: Zerberus, hau ab. (Zerberus, was für ein bescheuerter Name für einen *Kater*.) Er wirkte gar nicht mal so feindselig, aber ich wusste noch, dass auch Einbrecher, die besonders gewissenhaft vorgehen, regelmäßig gefasst werden, weil sie einer Katze auf den Schwanz getreten sind (dann stoßen Katzen nämlich Schreie aus, die selbst Tote wecken würden). Nachdem wir uns eine Weile gegenseitig beäugt hatten, machte er gemächlich kehrt, um sich über die nächste Portion Kroketten in seinem Futternapf herzumachen, denn das Nachtleben von Katzen ist weitaus weniger aufregend, als man denkt. Trotzdem musste ich irgendwas tun.

Ich weiß nicht, wo sie ihre Kleidungsstücke abgelegt hatte, bevor sie schlafen ging, er jedenfalls hatte seine auf einem Stuhl im Wohnzimmer deponiert: Hose, Hemd, Jacke, darunter hatte er seine Schuhe samt hineingestopfter Socken gestellt. Bestimmt hatte sie ihre Sachen sorgfältig in den Schrank zurückgehängt, in den Schrank, den ich *eigenhändig* für sie gebaut hatte, auch wenn sie es mir nicht gerade dankte. Stimmt schon, dieser Schrank ist nicht besonders gelungen, man sieht, dass ihn ein Hobbyhandwerker zusammengeschustert hat, trotzdem hätte sie sich ein bisschen dankbarer zeigen können. Findest du nicht auch, fragte ich den Kater, der mir inzwischen folgte, dass sie sich ein bisschen dankbarer hätte zeigen können? Stattdessen wurde er mir nicht einmal gutgeschrieben, als wir uns auseinanderdividierten, und das alles nur, weil ich ein trauriger Mensch bin und immer bleiben würde (so hatte sie es ausgedrückt), egal wie sehr ich mich darum bemühte, uns beiden ein schönes Nest zu bauen.

Aber glaubst du wirklich (fragte ich den Kater), dass sie jetzt einen Besseren gefunden hat? Ein Kerl, der seine Serviette an den Tischrand legt, genau wie ich es früher tat, und dabei sagt: Es hat prima geschmeckt (womöglich fügt er hinzu: mein Schatz), was soll daran besser sein, was meinst du? Im Grunde gibt es keine anderen, es gibt nur lauter Kerle, die ihre Serviette an den Tischrand legen und dabei sagen, dass es prima geschmeckt hat. Der einzige Unterschied besteht im Zeitpunkt, ob die Kerle es nun früher oder später sagen, je nachdem kann sie dann früher oder später schlafen gehen, um von unbekanntem Liebhabern ohne Serviette zu träumen. Das war ihr allerdings noch nicht klar, als sie den Entschluss getroffen hatte, sich von mir zu trennen. Da war ihr noch nicht klar, dass der Nächste seine Sachen auf dem Stuhl deponieren würde, *genau wie ich*, und seine Socken in die Schuhe stopfen würde. Ob er wohl weniger traurig war als ich? Wäre ich vor einiger Zeit hergekommen, hätte ich seine Sachen vielleicht im ganzen Wohnzimmer verstreut vorgefunden, vielleicht sogar vermischt mit ihren, nachdem sie sich beide auf dem Weg zum Schlafzimmer die Kleider vom Leib gerissen und die Katze im Eifer des Gefechts terrorisiert hatten? Aber jetzt wanderten ihre Sachen in den Schrank, den ich mit meinen zwei linken Händen gebaut hatte, während seine Sachen akkurat gefaltet auf einem Stuhl im Wohnzimmer landeten. Ich spürte, dass ich bald die Beherrschung verlieren würde.

Sie hatte also nichts Eiligeres zu tun gehabt, als mich unter dem Vorwand, ich sei traurig (sie wäre doch ebenso traurig gewesen, hätte sie die gleichen Begegnungen gehabt), vor die Tür zu setzen, um mich durch ein identi-

ches, wenn auch etwas weniger trauriges Exemplar zu ersetzen. Jetzt war ich allerdings wieder da, ich war zurückgekehrt. Gerade lag dieser Blödmann in friedlichem Schlummer, ihm drohten keine unangenehmen Begegnungen, er würde nicht gezwungen werden, sich nachts um drei der Grausamkeit und Absurdität des Lebens zu stellen, weil er auf einen Einbeinigen traf. Er schlief, ohne zu ahnen, dass sein Vorgänger hier war, nur zwei Schritte von ihm entfernt, dass ich in diese verfluchte Wohnung eingedrungen war, was sich umso leichter bewerkstelligen ließ, als sie vergessen hatte, mir die Zweitschlüssel abzunehmen, darum war die Tür so schnell aufgegangen, nun musste ich es mir wohl oder übel eingestehen, ich hatte sie nicht aufgebrochen – weil ich selbst nach drei Monaten intensiven Fernsehkonsums nicht in der Lage war, mit einer Haarnadel eine Tür aufzuschließen, damit hatte sich das Erfolgserlebnis vom Anfang erledigt. Trotzdem würde er noch sein blaues Wunder erleben, dieser Riesenarsch, der sich meine Frau und zugleich meine Wohnung unter den Nagel gerissen hatte, ohne mit Vergeltung zu rechnen, und der einfach schlief, ohne zu wissen, dass unter seinen Fenstern gerade ein junger Mann mit amputiertem Bein vorbeilief, ohne ermessen zu können, was es bedeutet, wenn einem ein Teil des eigenen Körpers entrissen wird – denn sie war ein Teil meines eigenen Körpers.

Und so musste ich unbedingt etwas tun, um gegen diese Ungerechtigkeit zu protestieren. Ich ging zum Stuhl, auf dem er seine Sachen abgelegt hatte, nahm seine Hose und verknotete sorgfältig das rechte Hosenbein auf Kniehöhe. Das reichte noch nicht, ich nahm seinen

rechten Schuh, öffnete so leise wie möglich das Wohnzimmerfenster und schleuderte den Schuh auf das Dach gegenüber, so dass man ihn zwar sehen, aber nicht an ihn herankommen konnte. Danach schloss ich das Fenster wieder und verließ die Wohnung. Dabei fragte ich mich, was er am nächsten Morgen wohl für ein Gesicht machen würde, dieser Arsch, wenn er versuchte, in die verknotete Hose zu schlüpfen und überdies feststellen musste, dass er nur noch einen linken Schuh besaß.